

Claus Braun/Lilian Otscheret (Hrsg.)

Sexualitäten in der Psychoanalyse

Entwicklungstheorie und
psychotherapeutische Praxis



Brandes & Apsel

wissen & praxis 121

*Claus Braun/
Lilian Otscheret (Hrsg.)*

*Sexualitäten
in der Psychoanalyse*



In allen wichtigen psychoanalytischen Theorierichtungen ist das Sexuelle in den letzten Jahren vernachlässigt worden. Das Buch gibt wertvolle Aufschlüsse darüber, wie heute »Sexualitäten« in der psychotherapeutischen Praxis aufscheinen und behandelt werden.

Braun/Otscheret ist ein origineller Schritt gelungen hin zu einer aktuellen Sichtweise von Sexualitäten aus Sicht der analytischen Psychologie.

Die Herausgeber:

Dr. med. Dipl.-Psych. Claus Braun, niedergelassener Arzt für Neurologie, Psychiatrie, Psychotherapeutische Medizin und Psychoanalytiker in Berlin. Dozent am C. G. Jung-Institut Berlin und am Institut für Psychotherapie in Berlin, leitet die dortige Institutsambulanz. Dozent am C. G. Jung-Institut München, Lehr- und Kontrollanalytiker (DGPT/DGAP). Redaktionsmitglied der Zeitschrift Analytische Psychologie. Verschiedene fachspezifische Veröffentlichungen.

Dr. phil. Dipl.-Psych. Lilian Otscheret, Psychoanalytikerin in eigener Praxis in München, Ausbildungsleiterin und Mitglied des Vorstands des C. G. Jung-Instituts München, Lehranalytikerin (DGPT/DGAP), Supervisorin und Dozentin der Münchener Arbeitsgemeinschaft für Psychoanalyse (MAP) und des C. G. Jung-Instituts München, Redaktionsmitglied der Zeitschrift Analytische Psychologie. Veröffentlichungen zum Thema Ambivalenz und Dialogik.

Claus Braun/Lilian Otscheret (Hrsg.)

Sexualitäten in der Psychoanalyse

Entwicklungstheorie und
psychotherapeutische Praxis

Beiträge von Gustav Bovensiepen, Claus Braun,
Roland Huber, Mario Jacoby, Christian Maier,
Lilian Otscheret, Martin Roser, Anne Springer

Brandes & Apsel

Sie finden unser Gesamtverzeichnis mit aktuellen Informationen
im Internet unter: www.brandes-apsel-verlag.de
für E-Books und E-Journals: www.brandes-apsel.de
Wenn Sie unser Gesamtverzeichnis in gedruckter Form wünschen,
senden Sie uns eine E-Mail an: info@brandes-apsel.de
oder eine Postkarte an:
Brandes & Apsel Verlag, Scheidswaldstr. 22, 60385 Frankfurt a. M.,
Germany

wissen & praxis 121

1. Auflage 2012 (E-Book)

1. Auflage 2004 (gedrucktes Buch)

© Brandes & Apsel Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und
Verbreitung sowie der Übersetzung, Mikroverfilmung, Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen oder optischen Systemen, der öffentlichen
Wiedergabe durch Hörfunk-, Fernsehsendungen und Multimedia sowie der
Bereithaltung in einer Online-Datenbank oder im Internet zur Nutzung
durch Dritte.

DTP: Wolfgang Gröne, Groß-Zimmern

Umschlaggestaltung: MDD-Digitale Produktion unter Verwendung von:
Roland Schraut, *Bodypainting*, Memmingen 2003.

Mit freundlicher Genehmigung

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar

ISBN 978-3-86099-970-7 (E-Book)

ISBN 978-3-86099-321-7 (gedrucktes Buch)

Inhalt

<i>Vorwort von Claus Braun und Lilian Otscheret</i>	6
<i>Mario Jacoby</i> Sexualität: Trieb – Symbolik – Bindung	11
<i>Gustav Bovensiepen</i> Sexualität in der Adoleszenz – Eine entwicklungspsychologische Perspektive	37
<i>Lilian Otscheret</i> Die Bedeutung von Erotik und Sexuellem in der psychoanalytischen Praxis	63
<i>Claus Braun</i> Jung und die Leidenschaft – Eros und Theoriebildung am Beispiel C. G. Jung	85
<i>Roland Huber</i> Sexualität und Transzendenz – Über das Transzendente beim Sex und das Sexuelle bei Jung	117
<i>Christian Maier</i> Bemerkungen zur Urszene	135
<i>Martin Roser</i> Männliche Homosexualität	147
<i>Anne Springer</i> Überlegungen zur weiblichen Homosexualität	179
Die Autorinnen und Autoren	195

Vorwort

Die Herausgeber gingen in der Vorbereitung dieses Bandes von der Beobachtung aus, dass in den letzten Jahren die sexuelle Seite menschlichen Erlebens und menschlicher Psychopathologie im gesamten Feld der Psychoanalyse weder in theoretischen Beiträgen noch in Fallberichten angemessen berücksichtigt wurde.

Dies scheint uns auch angesichts verschiedener Veröffentlichungen über weibliche Sexualität, Homosexualität und sexuelle Abweichungen zu gelten.

Für diese Entwicklung ist die derzeitige Konzentration auf Objektbeziehungen, prägenitale Störungen und frühkindliche Entwicklungstheorien verantwortlich. Sexuelles wird in den Mitteilungen der Patienten von den Analytikern zunehmend als Übertragungseffekt oder Artefakt des Setting oder als Abwehr des Patienten interpretiert (vgl. Green, 1998).

Auch in der Ich-Psychologie wird Sexuelles nicht mehr als Triebenergie und damit als Quelle von Lebendigkeit gesehen. Die Sexualität erscheint hier durch Abwehrprozesse geprägt. In der Behandlung wird sie primär als zu domestizierender Störfaktor im Sinne einer angestrebten Konfliktfreiheit unter »Egodominance« aufgefasst (vgl. Parin, 1986). In Veröffentlichungen der Analytischen Psychologie ist explizit selten von Sexualität die Rede. Wenn sie erwähnt wird, wie z. B. in den Fallbeispielen bei Dieckmann (1991), wird ihr psychohygienischer Aspekt betont. Die Sexualität behält in dieser Sichtweise einen regressiven Charakter, welcher der emanzipatorischen und befreienden Kraft des Sexuellen entgegensteht.

In unserer sozialen Umwelt erleben wir seit Jahren eine Enttabuisierung und Sexualisierung in allen möglichen gesellschaftlichen Bereichen, insbesondere auch in den Medien. Die von der 1968er Bewegung geforderte »sexuelle Befreiung« scheint durchgesetzt zu sein.

Mehr und mehr erweist es sich aber als Illusion, dass der seit damals laufende Versuch der »Wiederentdeckung des Leibes« bereits an sich emanzipatorisch und entfremdungsüberwindend sei (vgl. Blomeyer, 1983).

Das Phänomen der ubiquitären Sexualisierung und des gleichzeitigen

tendenziellen Verschwindens des Sexuellen aus dem analytischen Diskurs bedarf einer Befragung: Wie kommt heute Sexuelles in den analytischen Raum? Welche Übertragungssituationen sind mit sexueller Thematik verknüpft? Wie erscheint Sexuelles in der Gegenübertragung und wie nehmen wir es wahr und gehen damit um? Ist sexuelle Entwicklung und Reifung in irgendeiner Form mit unseren Heilungszielen verbunden?

Haben die Objektbeziehungstheoretiker Recht, wenn sie die wesentlichen Störungskerne prägenital ansiedeln und die reale, »handfeste« Sexualität deshalb lediglich als sekundär verändertes und regressiv geprägtes Epiphänomen betrachten?

Der Titel des Buches soll darauf verweisen, dass sich in heutiger Sicht »die Sexualität« am ehesten in unterschiedlichen sexuellen und geschlechtlichen Identifikationen und Rollen bzw. Rollenerwartungen zeigt und im Laufe einer Lebensgeschichte ausprägt.

Die Autoren sind Dozenten und Lehranalytiker der Fachrichtung Analytische Psychologie in Zürich, Köln, München, Berlin, Bonn und Stuttgart. Sie nähern sich dem Thema aus unterschiedlichen Blickwinkeln.

Mario Jacoby (Zürich) verbindet in seinem Beitrag »*Sexualität: Trieb – Symbolik – Bindung*« die Ergebnisse der Kleinkindforschung und der Motivationstheorie mit den trieb- und libidotheoretischen Modellen von Freud und Jung. Er entwickelt, wie sich Zärtlichkeitsbedürfnisse und sexuelle Strebungen im engeren Sinne aus der Motivationstheorie nicht ohne die Einbeziehung von Phantasietätigkeit und Symbolisierungstätigkeit erklären lassen und verweist in diesem Zusammenhang auf das Animus-Anima-Modell von C. G. Jung. Abschließend macht er Ausführungen zur analytischen Therapie von Sexualstörungen.

Gustav Bovensiepen (Köln) macht in »*Sexualität in der Adoleszenz – Eine entwicklungspsychologische Perspektive*« Anmerkungen zur Psychologie der Adoleszenz im Werk von C. G. Jung, schließt Überlegungen zur Bedeutung des Körpers in der Adoleszenz an und stellt anschließend die Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in Bezug auf die Sexualität in ihren verschiedenen Stufen (Früh-, Mittlere, Spät- und Postadoleszenz) dar. Er bezieht die jeweilige Konflikt- und Leitthematik auf die Triebentwicklung, die Abwehrformation, die Objektbeziehungen und die Übertragung.

Lilian Otscheret (München) nähert sich dem Thema in »*Die Bedeu-*

tung von Erotik und Sexuellem in der psychoanalytischen Praxis« vor dem Hintergrund der Beobachtung, dass die Sexualität ihre frühere Stellung im psychoanalytischen Diskurs eingebüßt hat und stellt diesem Befund gegenüber, dass jede Zweierbeziehung auch eine erotische Beziehung ist und dass diese Dimension in analytischen Behandlungen beachtet werden muss. Sie beleuchtet ideengeschichtliche Hintergründe der Erotik und des Sexuellen und deren unterschiedliche Definitionen, sie schildert den Umgang mit der Sexualität in der Geschichte der Psychoanalyse und in den heutigen »geschlossenen« oder »offenen« Positionen der psychoanalytischen Theoriebildung. Über die Bedeutung der Erotik in Übertragung und Gegenübertragung kommt sie zu den Perversionskonzepten in der Psychoanalyse, zu sexueller Pathologie und sexuellem Missbrauch. Sie schildert, wie sich pervertierte Übertragungs- und Gegenübertragungsprozesse ergänzen können und wie wichtig für den Analytiker die Entwicklung von Ambivalenztoleranz zur Vermeidung dieser Prozesse ist.

Claus Braun schildert in »*Jung und die Leidenschaft – Eros und Theoriebildung am Beispiel C. G. Jung*« die Entwicklung der Freud-Jung-Kontroverse über Sexualität im Allgemeinen und Jungs Auffassung von Sexualität im Besonderen, die Beziehungsfunktion der sexuellen Leidenschaft aus postfreudianischer und postjungianischer Sicht sowie lebensgeschichtliche Hintergründe für Jungs Theoriebildung und die Konsequenzen seiner Begegnung mit Sabina Spielrein. Er vertritt die These, dass der Ausgang der Jung-Spielrein-Beziehung Auswirkungen auf die spätere Theorieentwicklung der Analytischen Psychologie hinsichtlich des Übertragungskonzepts, der Komplextheorie und der Archetypenlehre hatte. Er erinnert daran, dass Sabina Spielrein zuerst darauf aufmerksam machte, dass Eros und Destruktion unlösbar miteinander verbunden sind.

Roland Huber (München) beschreibt in seinem philosophischen Aufsatz »*Sexualität und Transzendenz – Über das Transzendente beim Sex und das Sexuelle bei Jung*« die Verbindung des sexuellen Verlangens mit dem Bedürfnis der Transzendenzerfahrung als Urwunsch des Menschen. Zwischen dem religiösen und dem sexuellen Mysterium besteht eine enge psychologische Verwandtschaft. In der abendländischen Kulturgeschichte wird aber das Mysterium der sinnlich-körperlichen Erotik als eine der großen Gefahren für das diesseitige und jenseitige Leben gesehen. Vor dem Hintergrund religionsphilosophischer Überlegungen beschreibt er Jungs Verständnis der Beziehung von Sex und Geist: Ist

die Sexualität das andere Gesicht Gottes – oder ist er es selbst? Er zieht eine psychologische Bilanz zwischen den Möglichkeiten und Bedeutungen der symbolischen und der »handfesten« Sexualität.

Christian Maier (Bonn) entwickelt in seinen »*Bemerkungen zur Urszene*« die Begriffsgeschichte und die Bedeutung der Urszene für die kindliche Entwicklung im Rahmen der psychoanalytischen Theoriebildung und die Bedeutung der Urszenenphantasien innerhalb der sich entwickelnden ödipalen Phase. Im Behandlungsteil des Aufsatzes entfaltet er die Bedeutung der Urszenenphantasie in der analytischen Beziehung und in der Übertragungs-Gegenübertragungssituation. Er schildert anhand klinischer Beispiele die Möglichkeit der Reinszenierung und des Ausagiertwerdens dieser Phantasien in der Übertragungsbeziehung und weist besonders darauf hin, wie eng die Anerkennung der Urszene mit der Anerkennung von äußerer Realität überhaupt verbunden ist. Vor allem psychotische Patienten verleugnen oft verzweifelt die Existenz der Urszene und der mit dieser verbundenen Konflikte. Er verweist darauf, dass die Verarbeitung des Ausgeschlossen-seins in der Urszene, so wie sie kulturspezifisch üblich ist, eine wichtige Voraussetzung für die Fähigkeit des Kindes ist, allein sein zu können.

Martin Roser (Stuttgart) untersucht in seiner Arbeit »*Die Homosexualität des Mannes*« den Beitrag der Analytischen Psychologie zur männlichen Homosexualität unter vier Aspekten: Geschlechtsidentität, psychische Polarität, kollektives Bewusstsein und Individuation. Homosexualität ist als komplexes Phänomen weder von der kollektiven Norm her, die starken kulturellen Wandlungen unterworfen ist, noch durch ein bestimmtes theoretisches Konzept zu definieren. Das Suchen nach differenzierenden ätiologischen Ursachen der Homosexualität erscheint sinnlos, was sich mit C. G. Jungs Warnung vor der Verwendung feststehender psychologisch- theoretischer Systeme verbinden lässt. Er beschreibt im Unterschied zu Jung die Abhängigkeit der Ausgestaltung der homosexuellen Identität eines Mannes von der Entwicklung seiner Beziehungsfähigkeit. Pathologisch kann diese Form der Sexualität nur dann gesehen werden, wenn sie dazu dient, den Eintritt des Individuums in die depressive Position (M. Klein) zu verhindern.

Anne Springer (Berlin) kritisiert in ihren »*Überlegungen zur weiblichen Homosexualität*« Jungs Konzept der Bipolarität der Geschlechtsidentität (insbesondere das von Anima und Animus) als zu eng, da es letztlich den biologischen Grundannahmen verpflichtet ist und nur unzureichend den gesellschaftlichen Kontext berücksichtigt, in dem von

Männlichkeit und Weiblichkeit gesprochen wird. Weiterhin geht die Autorin einigen Aspekten der Psychodynamik der Homosexualität im therapeutischen Prozess nach. Sie betont die Notwendigkeit, die besonders konflikthaft verarbeitete Substruktur im Bereich der Identitätsentwicklung möglichst präzise und individuell zu bestimmen und in der Übertragung die negativen und destruktiven Aspekte der Mutter/Tochter-Beziehung, Analytikerin/Analysandin-Beziehung ausreichend zu bearbeiten.

Berlin/München im Oktober 2003, Claus Braun/Lilian Otscheret

Literatur

- Blomeyer, R. (1983): Die Spiele der Analytiker. Freiburg und Breisgau: Olten, S. 54 und 238 ff.
- Dieckmann, H. (1991): Komplexe. Berlin, Heidelberg, New York: Springer
- Green, A. (1998): Hat Sexuelles etwas mit Psychoanalyse zu tun? in: Psyche 52, S. 1170-1191
- Parin, P. (1986): Die Verflüchtigung des Sexuellen in der Psychoanalyse. in: Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hg.): Sexualität. Frankfurt: Syndikat/ EVA, S. 11-22

Mario Jacoby

Sexualität: Trieb – Symbolik – Bindung

Der Umgang mit der Sexualität gehört zu einem der schwierigsten Menschheitsthemen. Jede Gesellschaft, angefangen mit den Naturvölkern bis hin zur westlichen Moderne, schuf diesbezüglich ihre Sitten und Gebräuche, ihre Tabus und kodifizierten Gesetze. Zur Kultur- und Geistesgeschichte des Eros besteht eine riesige Literatur (siehe z. B. Leibbrand, 1972). Es findet sich von jeher der spezifisch zum Menschen gehörende Versuch, der grossen Lebensmacht Sexualität mittels einer festen, vom jeweiligen Kollektiv gestützten und oft religiös begründeten geistigen Einstellung zu begegnen. Vor allem geht es um die Intention, ihre Mächtigkeit gesamtgesellschaftlich zu integrieren, um eine Organisation menschlichen Zusammenlebens zu ermöglichen. Selbstverständlich sind auch die Bezugspersonen des Kindes in ihrer eigenen Einstellung zur Sexualität vom jeweiligen Kulturkanon stets mit geprägt, was sich in ihrer Beziehungsgestaltung notwendigerweise spiegelt. Und somit werden schon in früher Kindheit bestimmte Einstellungsweisen übermittelt, verinnerlicht und so von Generation zu Generation weitergegeben.

Damit ist für die Tiefenpsychologie ein weites und komplexes Beschäftigungsfeld gegeben. Ihre Gründerväter S. Freud, C. G. Jung und Alfred Adler waren alle von Beruf Ärzte, und so stand im Zentrum ihrer Erforschung des unbewussten Seelenlebens zunächst ein *therapeutisches* Anliegen.

Überlegungen zum Sexualtrieb

Die Divergenzen zwischen Freud und Jung zum Thema Sexualität

Bekanntlich war es S. Freud, der den Ursprung seelischer Erkrankungen im Zusammenhang mit meist unbewussten Konflikten im sexuellen Bereich diagnostizierte. Im Sexualtrieb sah er die zentrale angeborene Urkraft, die bereits im Säugling wirksam ist und das ganze Leben durchzieht. Die dynamischen Äusserungen des Sexualtriebes, insofern sie sich im Seelenleben auswirken, bezeichnete er als Libido (Freud, 1905). Die Domestizierung der Libido im Laufe menschlicher Sozialisierung bringt mehr oder weniger pathogene Verdrängungen und andere Abwehrmechanismen mit sich und führt letztlich zum »Unbehagen in der Kultur« (Freud, 1930). Mir scheint diese Diagnose für unsere Zeit im Westen nach der »sexuellen Revolution« der späten 1960iger Jahre nicht mehr voll stimmig, sie weist aber für die sexualfeindliche Verklemmtheit des wilhelminischen Zeitalters starke Evidenz auf.

C. G. Jung hat schon während seiner Freundschaft mit Freud (1906 bis 1913) und trotz aller ursprünglichen Idealisierung von dessen um 19 Jahre älteren Forscherpersönlichkeit stets Vorbehalte gegenüber dieser Sexualtheorie gespürt. Er schildert in seinen Erinnerungen, wie ihm Freud das Versprechen abnehmen wollte, nie die Sexualtheorie aufzugeben. Sie müsse zum Dogma, zu einem unerschütterlichen Bollwerk gegen die schwarze Schlammlut des Okkultismus gemacht werden (Jung/Jaffé, 1962, S. 154/55.). Nach Jung war es diese Aussage Freuds, die ihm einen Stoss versetzt hat, der bis »ins Lebensmark unserer Freundschaft traf«. (ebd., S. 155). Nach seiner Auffassung war die Sexualtheorie genau so »okkult« – bloss mögliche Hypothese – wie viele andere spekulative Auffassungen auch. Dazu schreibt er: »Eine wissenschaftliche Wahrheit war für mich eine für den Augenblick befriedigende Hypothese, aber kein Glaubensartikel für alle Zeiten.« (ebd., S. 155).

Jung hatte im Jahr 1910, zu einer Zeit, in der er Freud noch nahestand, in Parallele zu dessen Schrift über den »Kleinen Hans« (Freud, 1909) einen Aufsatz »Über Konflikte der kindlichen Seele« geschrieben (Jung, 1910, 1. Auflage). Er beschrieb darin Beobachtungen an der kleinen vierjährigen Anna. Diese Schrift hat drei Auflagen in je verschiedenen Schaffensperioden erlebt (1910, 1915, 1958). Es ist daher besonders interessant, an seinen verschiedenen Vorworten zu dem

gleichen Text die Entwicklung seiner eigenen Betrachtungsweisen mit zu verfolgen. So ist in der ersten Auflage der Einfluss der Freudschen Triebtheorie deutlich anzumerken. Zur zweiten Auflage 1915 schrieb Jung ein Vorwort, in dem er seine unter Freuds Einfluss vertretenen Thesen stark relativierte. Zwar weist er weiterhin dem »Sexualinteresse eine nicht unbeträchtliche kausale Rolle im Entstehungsprozess des kindlichen Denkens« zu, meint aber, dieses kindliche Sexualinteresse strebe nur uneigentlich nach einem unmittelbaren Sexualziel, sondern vielmehr nach einer Entwicklung des Denkens, sonst wäre die Lösung des Konflikts »nur durch Gewährung eines Sexualzieles und nicht durch die Vermittlung einer intellektuellen Auffassung erreichbar.« (Jung, 1915, S. 14).

Mit anderen Worten sieht Jung in der »frühkindlichen Sexualität« sowohl die Ansätze zur künftigen Sexualfunktion, als auch die »Keimstätte höherer Geistesfunktionen« (Jung, 1915, S. 15). An dieser Stelle setzt er der Theorie Freuds von der »polymorph-perversen Anlage« der kindlichen Sexualität seine Auffassung von dessen »polyvalenter Keimanlage« entgegen. Später, im Vorwort zur 3. Auflage 1938, steht dann der berühmt gewordene Satz: »Theorien gehören im Gebiet der Psychologie zum allerverheerendsten. Wir bedürfen zwar gewisser theoretischer Gesichtspunkte, um deren orientierenden und heuristischen Wertes willen. Aber sie sollen als blosse Hilfsvorstellungen gelten, die man jederzeit zur Seite legen kann« (Jung, 1938, S. 16).

Jung war in der Zwischenzeit zu der Auffassung gekommen, dass Säuglinge und Kleinkinder psychologisch ein Teil der elterlichen Psyche seien. »Daher kommt es, dass die nervösen und psychischen Störungen des Kindes bis weit ins schulpflichtige Alter hinein sozusagen ausschliesslich auf Störungen der psychischen Sphäre der Eltern beruhen. (Jung, 1923, § 106).

Sicherlich war diese These, welche die entscheidende Bedeutung der Eltern für die frühkindliche Entwicklung hervorhob, damals notwendig und wird zum Teil auch in der modernen Kleinkindforschung bestätigt. In der Ausschliesslichkeit aber, mit der Jung sie vertreten hat, geht die Eigenständigkeit der frühkindlichen Entwicklung vollständig in der Psychologie der Eltern unter. Damit wurde die Bedeutung der frühesten Entwicklungsgeschichte des Menschen in der Jungschen Praxis allzu lange vernachlässigt und als therapeutisch irrelevant angesehen.

Allerdings hat in London M. Fordham, der sich der Jungschen Schule zurechnet und sich vornehmlich der Kinderanalyse widmete, schon früh

die auf seiner Erfahrung basierende Überzeugung vertreten, dass das Kind von allem Anfang an auch psychisch ein eigenes Individuum sei. Es darf also keinesfalls nur als Anhängsel der elterlichen Psyche gesehen werden (Fordham, 1974). Somit ergaben sich aus den Erforschungen der frühkindlichen Seele wichtige Ergebnisse auch zur Psychologie des Erwachsenen – nicht zuletzt auch, was das Sexuelle betrifft. Weiterhin wäre auf Erich Neumann in Tel Aviv hinzuweisen, der in seinem späteren, leider unvollendet gebliebenem Werk »Das Kind« (1963) erstaunlich stimmige Ergebnisse zur Befindlichkeit des Säuglings und dessen weiterer Entwicklung vorgelegt hat. Sein Vorgehen bestand darin, die Urbeziehung von Mutter und Kind, sowie die weiteren kindlichen Entwicklungsprozesse mit Mythen aus der phylogenetischen Frühzeit in Verbindung zu setzen und entsprechend zu deuten. Sein Beitrag ist vor allem unter dem Titel Symbolik zu würdigen.

An der Schwelle des Zerwürfnisses zwischen Freud und Jung steht als eines der wesentlichsten Elemente Jungs Buch »Wandlungen und Symbole der Libido« (1912; spätere Revisionen unter dem Titel »Symbole der Wandlung«, vgl. GW 5). In diesem Buch veröffentlichte Jung zum ersten Mal die Idee, den Begriff der Libido nicht mehr im Freud'schen Sinne als *sexuelle* Energie aufzufassen. Seiner neuen Sicht entsprechend muss die Libido als *unspezifische psychische* Energie aufgefasst werden, welche sich je nach Situation und psychischer Notwendigkeit als sexueller Trieb, Selbsterhaltungs- oder Geltungstrieb (vgl. Adler, 1927), aber auch als Lerntrieb, Drang nach Selbstverwirklichung, geistigen Interessen usw. manifestieren kann. Den sogenannten freien Willen fasst er auf als »die dem *Bewusstsein* (hervorgehoben vom Autor) disponible psychische Energiesumme« (Jung, GW. 6, § 921). Seiner Theorie entsprechend ist also die Libido – in Analogie zum physikalischen Energiebegriff – rein quantitativ. Zu Recht mein L. Frey, dass er von Schopenhauer beeinflusst war, wenn er unter Libido ein »von irgendwelcher Spekulation befreites Wollen, eine Art von kontinuierlichem Lebenstrieb verstand, der sich sowohl als Affekt, Liebe, Sexualität, als auch auf geistige Vorstellungen anwenden liess« (Frey, 1969, S. 218). Diese Sicht gab ihm unter anderem auch mehr Freiheit im Umgang mit den Theorien zur Neurose-Entstehung. Er war nicht mehr zur Annahme genötigt, dass jeder Neurose verdrängte Sexualkonflikte zugrunde liegen müssten, eine Auffassung, die ihm angesichts der Vielgestaltigkeit menschlichen Seelenlebens zunehmend zu eng wurde.

Freud seinerseits hat Jung vor allem die Relativierung der engen

Bindung des Libidobegriffs an die Sexualität, insbesondere an den »Infantilismus der Sexualität«, verübelt (Freud, 1914, S. 108): »Von der Absicht, das Anstössige der Familienkomplexe zu beseitigen, um dies Anstössige nicht in Religion und Ethik wieder zu finden, strahlen alle die Abänderungen aus, welche Jung an der Psychoanalyse vorgenommen hat.« (Freud, 1914)

Eine Stelle in Freuds »Einführung des Narzissmus« verdient in dieser Auseinandersetzung um das richtige Libido-Verständnis besondere Beachtung. Nachdem er betont hat, dass die Annahme gesonderter Ich- und Sexualtriebe wesentlich biologisch gestützt sei, werde er dennoch konsequent genug sein, diese Annahme fallen zu lassen, wenn sich aus der psychoanalytischen Arbeit eine neue verwertbare Auffassung ergeben sollte. Aber nun fügt Freud das folgende hinzu: »Es mag dann sein, dass die Sexualenergie, die Libido – im tiefsten Grund und in letzter Ferne – nur ein Differenzierungsprodukt der sonst in der Psyche wirkenden Energie ist.« (Freud, 1914, S. 144). Mir scheint, dass sich dieser Satz genau mit Jungs Auffassung der psychischen Energie deckt. Allerdings folgt diesem Satz ein sofortiges »aber«: »Aber eine solche Behauptung ist nicht belangreich. Sie bezieht sich auf Dinge, die bereits so weit weg sind von den Problemen unserer Beobachtung und so wenig Kenntnisinhalt haben, dass es ebenso müßig ist, sie zu bestreiten wie sie zu verwerten.« (Freud, 1914, S. 144)

In der Weiterentwicklung innerhalb der Psychoanalyse wird aber oft auf diese Stelle Freuds verwiesen. Es wird ihm dabei attestiert, dass er in seiner Genialität mit diesen Bemerkungen eine künftige Entwicklung vorausgenommen habe (Köhler, 1978), denn nach neueren Forschungsergebnissen wird heute in der Psychoanalyse angenommen, dass sich eine ursprünglich *undifferenzierte* Triebabfuhr beim Säugling erst durch lust- und unlustvolle Erfahrungen am »Objekt« in Libido und Aggression differenziert.

Beobachtungen der modernen Kleinkindforschung und die Theorie der Motivationssysteme

Auch die Beobachtungen aus der modernen Säuglingsforschung stellen die psychoanalytische Annahme, dass allen menschlichen Lebensäußerungen die Triebe der Sexualität (Libido) und der Aggression zugrunde liegen, in Frage. Diese Annahme wird beispielsweise durch den umfas-

senderen Begriff der Motivationssysteme ersetzt, die subjektiv zwar auch als Triebimpulse erlebt werden können, letztlich aber mit den am Menschen zu beobachtenden Grundbedürfnissen im Zusammenhang stehen und dementsprechend in der Entwicklung auch differenziert werden (Lichtenberg, 2001). Diese Sicht kommt der Jungschen These von der polyvalenten Anlage der kindlichen Entwicklung um einiges näher, und so möchte ich hier kurz auf die Motivationssysteme eingehen, da sie auch dem Jungschen Therapeuten wertvolle Verstehenshilfe, nicht zuletzt auch auf dem Gebiet rund um Sexualität und sexuelle Störungen zu geben vermögen.

Folgende fünf Motivationssysteme werden unterschieden, die bereits im Neugeborenen ihre Wirksamkeit entfalten: 1. Die psychische Regulierung physiologischer Erfordernisse; 2. Das Bedürfnis nach Bindung, das sich später zum Bedürfnis nach Zugehörigkeit erweitert; 3. Das Bedürfnis, die Dinge zu erforschen und sich selbst in der Welt zu behaupten; 4. Die Notwendigkeit aversiver Reaktionen, entweder durch Widerspruch oder Rückzug; 5. Das Bedürfnis nach Sinnlichkeit, Zärtlichkeit und sexueller Erregung.

Natürlich wird die Sexualität zusammen mit der Sinnlichkeit einem von fünf Motivationssystemen zugeschrieben. Lichtenberg erachtet es für wichtig, sensuelle Bedürfnisse von den eigentlich sexuellen zu unterscheiden. Seinen Beobachtungen entsprechend werden sinnliche Freuden bei Neugeborenen von einem angeborenen Programm ausgelöst und bilden normalerweise tägliche Ereignisse im Dialog mit der Pflegeperson. Die sexuelle Erregung folgt zwar demselben angeborenen Muster, kommt aber als Teil täglicher Kleinkinderfahrung erst im Alter von etwa 18 Monaten zur Auswirkung.

Sinnlich-sexuelle Bedürfnisse gehören zwar einem eigenständigen Motivationssystem an, gehen aber meist eine Verbindung mit Bedürfnissen anderer Motivationssysteme ein (siehe auch Jungs Ansicht der »polyvalenten Anlage«). So ist das Daumenlutschen des Säuglings von sinnlichen Bedürfnissen dominiert, dient aber oftmals zugleich der Selbstberuhigung, das heißt, die Motivation »psychische Regulierung physiologischer Erfordernisse« (Beruhigung) geht hier mit der Sinnlichkeit eine Verbindung ein.

Ähnliches ist zu beobachten an Kindern im Alter von zwei bis drei Jahren, die oftmals mit ihren Genitalien spielen. Einerseits können solche Spiele deutlich mit Erregung verbunden sein, und es scheint, als ob Kinder in diesem Alter, wenn sie gut gestimmt sind, bereits wissen,

dass das Spiel mit den Genitalien zu einem lustvoll erregten Zustand führen kann. Aber auch zu Zeiten von Angst (aversive Motivation) oder Verlassenheit (Störungen der Bindungsmotivation) suchen Kinder oft Kontakt zu ihren Genitalien. Dies geschieht aber zum Trost und zur Erleichterung und ist kaum von lustvoller Erregung begleitet. Körperliche Selbststimulation kann also verschiedene Beweggründe haben und wirkt sich dementsprechend auch verschieden aus.

Des Weiteren wird in der Säuglingsforschung die allgemein bekannte Tatsache bestätigt, dass ein angeborenes Programm sinnlich-zärtlicher Bedürfnisse einen entscheidenden Anteil an der Mutter-Kind-Beziehung ausmacht. Diese Bedürfnisse sind viel bedeutsamer als bisher angenommen und erstrecken sich über den gesamten Lebenszyklus. In der normalen Entwicklung sind wir auf Zuwendung angewiesen, die sich unter anderem als Befriedigung der Bedürfnisse nach Sinnlichkeit und Zärtlichkeit ausdrückt. Zugleich fördert solche Befriedigung auch unser Sicherheits- und Geborgenheitsgefühl. Somit kann der Wunsch nach Sinnlichkeit selbständig auftreten, ist aber oft auch Begleiterscheinung anderer Motivationen, z. B. der Bindung oder physiologischen Regulierung.

Die Säuglingsforschung hat auch den Beginn und die Entwicklung der Bedürfnisse nach eigentlich sexueller Erregung untersucht. So geht aus dem Studien von Kleeman (vgl. Lichtenberg, 1989, S. 235) hervor, dass männliche Kleinkinder ihren Penis oftmals im Alter von ungefähr zehn Monaten entdecken. Sie spielen mit ihren Genitalien und streicheln sie manchmal auch zärtlich, ähnlich wie sie es mit den Brustwarzen der Mutter tun. Solche Aktivitäten unterscheiden sich aber kaum von anderen Spielen, welche die kindlichen Bedürfnisse des Erforschens befriedigen, sie haben noch keine selbststimulierende sexuelle Wirkung: (Kleeman, Lichtenberg, 1989, S. 235). Das Erwachen sexueller Lustempfindungen ist aber bei Buben und bei Mädchen nach dem Alter von 18 Monaten auszumachen. Zu diesem Zeitpunkt beginnen sich die Spiele mit den Genitalien in erregungsvolle Masturbationsaktivitäten zu wandeln.

Zur Differenzierung zwischen Zärtlichkeitsbedürfnissen und sexueller Erregung bei Erwachsenen

Obwohl den Freuden sinnlich-zärtlicher Natur und dem Streben nach sexueller Triebentladung das gleiche Motivationssystem unterliegt, ist

deren Unterscheidung im Erleben Erwachsener von einiger Wichtigkeit. Dazu einige Bemerkungen: In Paarbeziehungen beklagt sich oft ein Partner, der andere könne nicht zärtlich sein, er wolle immer sofort »aufs Ganze«. Vor allem Frauen haben oft das Gefühl, sie würden nur wirklich geliebt, wenn ihr Partner einführend zärtlich zu ihnen ist. Wenn er dies nicht zu ihrer Zufriedenheit zustande bringt, fühlen sie sich zum Sexobjekt erniedrigt, das zu seiner Triebentladung benötigt wird. Dementsprechend können sie sich den sexuellen Energien nicht öffnen. Dieses Muster kommt manchmal auch im umgekehrten Geschlechtsverhältnis vor, wenn auch seltener, und es macht auch die Klage manch gleichgeschlechtlicher Sexualbeziehungen aus. Jedenfalls macht eine Differenzierung zwischen sinnlich-zärtlichen Bedürfnissen und orgiastisch-sexuellen Triebregungen die Tatsache verständlich, dass diese beiden Formen im Selbsterleben nicht immer als zusammengehörend integriert sind. Wie erwähnt, dient die Erfüllung sinnlich-zärtlicher Bedürfnisse weitgehend auch dem Selbstwertgefühl (ich werde geliebt, also erfahre ich »Wert«-schätzung). Dies schließt nicht aus, dass auch die orgiastische Potenz den Stolz, ein »richtiger« Mann, eine »vollwertige« Frau zu sein, entscheidend beeinflusst. Es mag hier eine Rolle spielen, dass der frühkindliche Zeitplan, nach dem Sinnlichkeits- und Zärtlichkeitsbedürfnisse von Geburt an wirksam sind, während das eigentlich sexuelle Interesse erst nach dem achtzehnten Monat erwacht (und in der Pubertät weiter reift und sich intensiviert), die Gefahr in sich birgt, dass Störmomente in der Interaktion zwischen Kleinkind und Pflegeperson(en) eine Integration von Zärtlichkeit mit orgiastischer Triebhaftigkeit mehr oder weniger behindert.

Zunächst gilt es hier, alte Klischeevorstellungen zu hinterfragen, nach denen Zärtlichkeit dem weiblichen Geschlecht und orgiastische Triebhaftigkeit dem männlichen zugeschrieben werden. Dieses Klischee kann insofern auch wirksam sein, als Eltern ihren Kindern von früh an solche Rollen zuteilen. Für das männliche Kind sind dann »weibliche« Bedürfnisse nach zärtlicher Anhänglichkeit verpönt, während sich orgiastische Erregungen für ein Mädchen nicht »ziemen«.

Es ist wahrscheinlich, dass solche Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen die sinnlich-sexuellen Motivationen von frühester Kindheit an in gewisse Bahnen lenken und ihren fragwürdigen Beitrag zur Entwicklung späterer Geschlechtsidentität abgeben. Auf jeden Fall leisten sie weiblichen Frigiditätsproblemen und unbezogenem männlichem Potenzgehabe Vorschub.

Überlegungen zur sexuellen Phantasie und Symbolik

Zur Wirkweise des Archetypischen

Aus den vorhergehenden Überlegungen geht bereits hervor, dass sich auf menschlicher Ebene die Dynamik der Triebe und des Getriebenseins nicht isoliert von Phantasievorstellungen und ihrer Symbolik betrachten lassen. Jung hat den zwar stilistisch unschönen, aber immens wichtigen Satz geprägt: »Der Mensch findet sich mindestens als ein zu etwas Getriebenes und zugleich ein sich etwas Vorstellendes vor.« (GW 8, S. 406) Dies steht in seiner erst 1946 erstmals erschienenen grundsätzlichen Arbeit »Theoretische Überlegungen zum Wesen des Psychischen«, in der er differenzierende Unterscheidungen anbringt zwischen Instinkt und pattern of behaviour einerseits und Archetypus – als Archetypus an sich und archetypischem Bild – andererseits (Jung, GW 8, § 406). Ich muss den interessierten Leser auf diese Schrift verweisen, deren Inhalt hier in seiner Komplexität nicht referiert werden kann. Jedenfalls sind Phantasievorstellungen und Symbolik mit unserem Sexualerleben und -verhalten verknüpft. Letztere sind ja das eigentliche Gebiet der Psychologie und der Ansatzpunkt analytischer Psychotherapie.

Sexuelle Phantasien, ob sie sich nun auf Lust verheissende Praktiken (Triebziel) oder z. B. auf Vorstellungen speziell attraktiver Menschen (Triebobjekte) beziehen, hängen selbstverständlich mit den intimsten persönlichen Vorlieben des Phantasierenden zusammen. Zugleich gehört es allgemein zum Wesen des Menschen, dass im Zusammenhang mit sexuellen Trieben und Impulsen auch Vorstellungen und Wunsch –, vielleicht auch Angstphantasien auftauchen. Dies ist ein artgemäss typisches Phänomen, wie immer die Phantasieinhalte auch persönlich gefärbt sind. Am Ursprung aller Phantasien muss also eine art-typische menschliche Potentialität sein, welche Phantasien bewirkt und anordnet und von Jung bekanntlich als Archetypus bezeichnet wurde. Archetypen drücken sich in unserer Erfahrung vornehmlich in Form von Symbolen aus, und somit ist die Betonung *symbolischer Sichtweise* der Lebensphänomene sehr bezeichnend für die Jung'sche Auffassung des Seelischen. Dadurch beschränken sich Bilder, aber auch Handlungen und Ereignisse nicht nur auf ihren konkreten Tatbestand, sie bergen in sich durchaus auch einen Hinweischarakter auf verschiedenste Erlebensdimensionen.